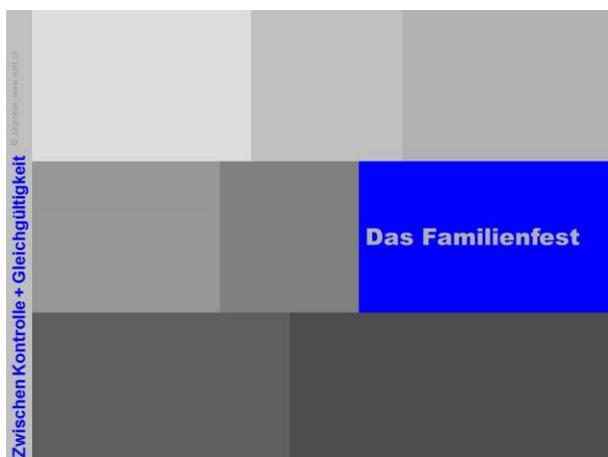


sek eins höfe elternräte Montag 15. April 2013:

Zwischen Kontrolle und Gleichgültigkeit

Von Jürgmeier



Familientreffen können ganz schön gefährlich werden. Das musste vor vielen Jahren auch mein kleiner Cousin am eigenen Kopf erfahren. Irgendjemand hatte dem etwa drei Jahre alten Buben bei einem dieser allseits unbeliebten Verwandtschaftsessen in irgendeinem Rössli aus Jux ein Glas Wein vor den Mund gehalten. Der Aufgeweckte trank den letzten Tropfen des mir heute noch unvertrauten Getränks nicht nur ohne Zögern aus, sondern biss auch gleich noch ein Stück des teuren Kristallglases ab. Sekunden später brannte eine schallende Ohrfeige der Mutter auf seinem Bäckchen.

Ich erzähle diese Geschichte nicht, um meine inzwischen verstorbene Tante öffentlich als Vertreterin jener Pädagogik zu diffamieren, die ihre Liebe durch Züchtigung des betroffenen Kindes auszudrücken behauptet. Vielmehr macht diese Szene symbolisch und real deutlich, dass elterliche Sorge, so ernst und gut sie auch gemeint sein mag, immer kippen und zur Bedrohung derer, die sie zu schützen vorgibt, verkommen kann. Ich vermute, meine Tante sah meinen kleinen Cousin damals schon als fünfjährigen Alkoholiker enden. In panischer Fürsorge versuchte sie, diesem Schicksal entgegenzutreten, und vergass dabei, dass niemand zum Glück geprügelt werden kann, dass es einer oder eine der Erwachsenen am Familientisch gewesen sein musste, die oder der den Buben zu einem womöglich schweren Roten verführte und dass der Knabe immer noch eine Scherbe in seinem kleinen Mund versteckte.

Die Mehrheit der vor dieser Veranstaltung befragten Schülerinnen und Schüler verschiedener Klassen der sek eins höfe gibt an, Eltern machten sich eher zu viele Sorgen.

«Wenn ich zum Beispiel spät nicht zu Hause bin»,

schreibt eine oder einer von ihnen,

«rufen sie mich alle fünf Minuten an und fragen, wo ich sei. Und im Dunkeln darf ich nicht mehr allein mit dem Zug fahren. Das finde ich sehr kindisch, ich bin gross genug, um allein zu fahren.»

Einzelne signalisieren aber auch Verständnis für ihre Eltern.

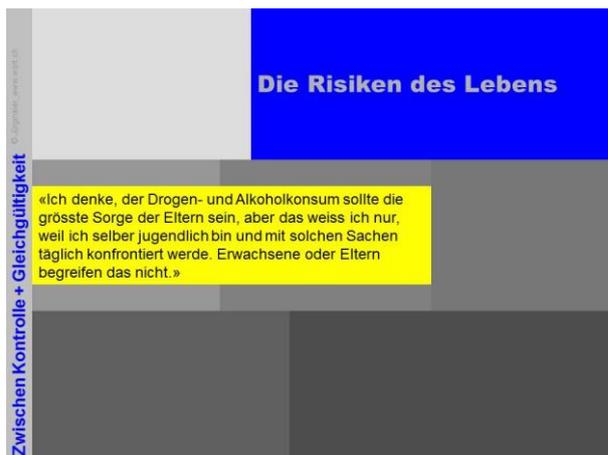
«Die meisten Jugendlichen finden ihre Eltern zu aufdringlich»,

heisst es in einem anderen, anonym ausgefüllten Fragebogen,

«jedoch denke ich, dass die Eltern ein Recht haben, zu wissen, was im Leben der Jugendlichen abläuft. Jedoch sollten sie nicht zu aufdringlich sein und den Jugendlichen auch Privatsphäre, z.B. Beziehungen, gewähren.»



Fast scheint es, als hätte der Vater von Annie im Film «Trust - Die Spur führt ins Netz» diese Aussage gelesen.



Später wird er sich Vorwürfe machen, dass er seine 14-jährige Tochter nicht besser beschützt und ihre Chat-Kontakte nicht überprüft hat. Der angeblich 16-jährige Charlie, mit dem seine Tochter übers Internet in Kontakt kommt, altert verdächtig schnell, und als sie sich nach drei Monaten real treffen, muss Annie erschreckt zur Kenntnis nehmen, dass der Junge, in den sie sich verliebt hat, ein erwachsener Mann ist. Trotzdem folgt sie ihm in ein Motel.

Soziale Medien tauchen übrigens in der bereits genannten Befragung in Ihren Schulhäusern kaum auf. Nur gerade drei Schülerinnen beziehungsweise Schüler geben an, ihre Eltern würden sich in Sachen Computer Sorgen, zu viele Sorgen machen. Und nur drei nennen das Internet beziehungsweise soziale Medien als Punkt, der ihnen, selbst Eltern geworden, Angst machen würde. Auf die Frage, worüber ihre Eltern sich zu viele Gedanken machten, fallen vor allem die Stichworte Ausgang, Alleine-nach-Hause-kommen, Drogen aller Art und Schule. Eine oder einer hält fest:

«Ich finde, die Eltern machen sich sehr viel Sorgen über Alkohol- und Drogenkonsum, jedoch finde ich diese Sorgen berechtigt.»

Und befragt, worüber sie sich am meisten Gedanken machen würden, wenn sie ihrerseits Mütter oder Väter wären, nennt der weitaus grösste Teil Drogen, inklusive Alkohol und Rauchen.

«Ich denke, der Drogen- und Alkoholkonsum sollte die grösste Sorge der Eltern sein»,

schreibt eine oder einer der Befragten,

«aber das weiss ich nur, weil ich selber jugendlich bin und mit solchen Sachen täglich konfrontiert werde. Erwachsene oder Eltern begreifen das nicht.»



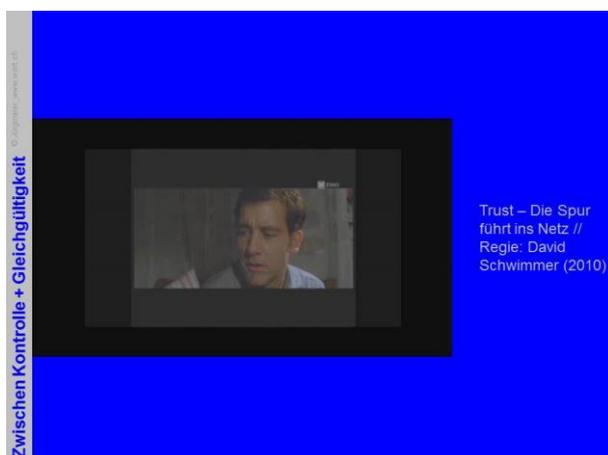
Im Film «Der letzte Sommer» wird sichtbar, wie Leistungsdruck und Schulprobleme dazu führen können, dass Jugendliche in anderen Welten Anerkennung und Lebensfreude suchen.



Auch wenn Ihre Kinder in vergleichsweise gemütlichen Zeiten und Verhältnissen aufwachsen, wenn Sie, beispielsweise, an die grossen Katastrophen des Zwanzigsten Jahrhunderts denken, in denen Kinder auch erwachsen werden mussten, wenn sie denn überlebten, oder an die Kriege im Balkan am Ende des letzten Jahrtausends, in denen ein Teil meiner Schülerinnen und Schüler mit ansehen musste, wie ihnen wichtige Menschen umgebracht oder verschleppt wurden; auch wenn Ihre Kinder in einigermaßen behüteten Verhältnissen gross werden und die allermeisten den Weg ins Erwachsenenleben ohne grössere Abstürze schaffen - es hilft Ihnen nichts, wenn ausgerechnet Ihr Kind in einer Sekte landet, nicht lernt, mit Drogen umzugehen, zusammengeschlagen wird, selber zuschlägt, am Leben verzweifelt oder sich einem Pädosexuellen in die Arme wirft. So wenig es einem Kind nützt, dass hierzulande noch nie so wenig pädagogische Gewalt ausgeübt wurde wie heute, wenn es selbst - und das ist weit häufiger als die Bedrohung durch Fremde - in einer Familie aufwächst, in der es physischen Attacken unterschiedlichster, auch sexueller Art unterworfen ist.

Eltern und Erziehungsberechtigte möchten in erster Linie das Kind, für das sie die Verantwortung übernommen haben, vor den Risiken des Lebens bewahren und ihm helfen, das Glück zu

finden. Deshalb stehen sie immer in einem ambivalenten Verhältnis zu ihren Kindern, zu den ihnen Anvertrauten. Sie möchten sie auf dem Weg zum Erwachsenen unterstützen, aber diese Unterstützung ist nicht immer gefragt. Sie machen sich Sorgen, aber ihre Fürsorge wird nicht selten als Kontrolle und Einschränkung von Freiheit, der Erwachsene, der doch nur «das Beste» für das Kind will, als Gegner, ja, Feind empfunden.



Das erlebt auch Annes Vater, der den Vergewaltiger seiner Tochter am liebsten mit eigenen Händen erwürgte. Als könnte er damit die Welt seiner Kleinen wieder heil machen.



Der Vater, so sieht es Annie, zerstört ihre erste grosse Liebe, die allerdings nur in ihrem Kopf stattgefunden hat und, dank verdrängter Realitäten, immer noch stattfindet. Die Hilfsversuche des Vaters erweisen sich in Annes Blick als «Über-Reaktion», die, für sie, alles nur noch schlimmer macht. Die Angst um das Kind weckt die Sehnsucht, dessen Leben zu kontrollieren, gipfelt im Satz: «Ich weiss besser, was für dich gut ist.» und endet in letzter Konsequenz in einer Art fürsorglichem Freiheitsentzug.

Ein nicht unwesentlicher Teil Ihrer Jugendlichen gibt an, ihre Eltern hätten eine realistische Balance zwischen Freiheit und Fürsorge gefunden, sie würden ihnen immer helfen, wenn sie es wollten. Erstaunlich viele geben an, Jugendliche erhielten bei persönlichen Problemen -

zum Beispiel mit Freund oder Freundin - zu wenig Unterstützung. Eine oder einer schränkt allerdings ein:

«Viele Eltern denken, die Kinder wollten mit ihnen über Liebe sprechen, jedoch ist das häufig nicht der Fall. Ausser das Eltern-Kind-Verhältnis ist ausgesprochen gut. Man sollte viel häufiger über Schulstress sprechen und von ihnen Unterstützung beim Lernen bekommen.»

Mehr Unterstützung bei schulischen Fragen wünschen sich auch andere. Allerdings: Eltern könnten bei Schulproblemen nicht wirklich helfen, schreibt eine andere beziehungsweise ein anderer,

«da sie es selber nicht verstehen».

Es gibt nicht nur Über-Reaktionen, es gibt auch das andere, den Mangel an Reaktion auf das Kind und die mehr oder weniger verständlichen Zeichen der Not beziehungsweise Hilfsbedürftigkeit.



«Wenn dann die Eltern nicht handeln und mithelfen, sondern das Ganze runterspielen, zieht sich ein Jugendlicher noch mehr zurück. Denn wenn Jugendliche ihre Probleme anvertrauen, sind sie meistens grösser als gedacht.»

Notiert eine Person.

Das bei Ihnen, meine Damen und Herren, offensichtlich nicht sehr weit verbreitete Laissez-faire - nur gerade vier Schülerinnen beziehungsweise Schüler geben an, Eltern machten sich keine Sorgen -, das Laissez-faire - das als schiere Gleichgültigkeit erscheinen mag - kann das Resultat übersteigerten Vertrauens in die Kräfte von Kindern beziehungsweise Jugendlichen, eigener Überforderung oder falsch verstandener Toleranz beziehungsweise der Angst vor Konflikten sein. Ich vermute, es ist häufig eine Art von Selbstschutz, vergleichbar der Coolness, mit der Jugendliche im ersten Moment reagieren, wenn ich sie frage, was sie täten, wenn eine Kollegin oder ein Freund vier, fünf Päckchen Zigaretten im Tag rauchte oder jeden Abend eine halbe Flasche Whisky leerte.

«Das muess jede sälber wüsse. Isch ja ires Läbe.»

Sagen sie im ersten Moment, bis sie zwischen Kolleginnen beziehungsweise Kollegen und Freund beziehungsweise Freundin zu unterscheiden beginnen. Letzteren würden einige das Rauchen beziehungsweise Trinken am liebsten verbieten oder mit Kündigung der Liebe drohen, wenn. Hinter emotionaler Distanziertheit steckt letztlich eine ähnliche Hilflosigkeit gegenüber den Problemen beziehungsweise dem Leiden anderer wie hinter der Über-Reaktion.



Wer Not und Trauer anderer nicht aushält, überhäuft diese mit Ratschlägen und Massnahmen - als liessen sich Elend und Verzweiflung damit totschiessen -, grenzt sich in einer Art und Weise ab, die als Gefühlskälte erscheint, oder verstösst das Kind, das Probleme hat und macht. Als sei es nicht mehr das «eigene».

«Wir mussten früh erkennen, dass er unter unserem Niveau ist.»

Erklärte eine Mutter in einem Gespräch, das ich mit ihrem Sohn, den Vertretern des Lehrbetriebs und ihr führte. Andere leugnen die Probleme ihrer Kinder, wider alle Fakten und Realitäten.

«Mein Sohn trinkt keinen Alkohol und ist immer um 20.00h zu Hause»,

bestand eine Mutter auf ihrem Bild des Sprösslings, der mehr als einmal ins Internatszimmer der Berufsfachschule kotzte und von seinem Berufsbildner, nicht gerade feinfühlig, als «schlechtester Lehrling, den wir je hatten» bezeichnet wurde.

Als Schule und Betrieb einer jungen Frau nach einem halben Lehrjahr gemeinsam empfahlen, von der dreijährigen in die zweijährige Lehre zu wechseln, stellte sich die Mutter wie eine Löwin vor ihre Tochter:

«Mein Kind in eine Anlehre - niemals!»

Die Tochter, die immer gute Zeugnisse gehabt hätte, nickte und machte weiter äusserst ungenügende Noten. Ich hoffe, es war nicht nur Zermürbung, sondern auch die Erkenntnis, dass eine zweijährige Lehre mit Attest keine Anlehre ist und anschliessend immer noch die Möglichkeit einer dreijährigen Lehre mit Fähigkeitsausweis besteht, welche die beiden am Ende des

ersten Lehrjahrs dem Wechsel doch noch zustimmen liessen. Die Tochter blühte in der kleinen Attestklasse auf, schloss die zweijährige Lehre mit Erfolg ab und begann anschliessend eine dreijährige Grundbildung als Bäckerin.

Es ist der Mangel an Distanz, der nicht selten zu einem paradoxen Mix zwischen Laisser-faire und Kontrolle, zum Pendeln zwischen scheinbarer Gleichgültigkeit und Entwertung, bis zu fürsorglicher Gewalt führt. Immer geht dabei der Kontakt zu den Betroffenen verloren, jener Kontakt, der es ermöglicht, hinzusehen, frühzeitig wahrzunehmen, dass Kinder beziehungsweise junge Menschen physische oder psychische Not leiden, jenen Kontakt, der Voraussetzung dafür ist, ins Vertrauen gezogen zu werden, wenn Hilfe gefragt ist, oder Hilfe anzubieten, wenn die Betroffenen nicht in der Lage sind, sie sich selbst zu holen.



Helfen allerdings ist nicht leicht. Ist nicht immer gefragt. Das zeigt auch der folgende Ausschnitt aus dem Film «Dangerous Minds».

Ich habe in den letzten Jahren in vielen Berufsfachschulklassen und mit vielen Lernenden besprochen, weshalb sich der junge Mann von der von Michelle Pfeiffer gespielten Lehrerin nicht helfen lässt, ihre Unterstützung geradezu aggressiv zurückweist. Als zentrale Hindernisse seitens der Hilfsbedürftigen - die sich selbst womöglich gar nicht als solche sehen - haben sich dabei die folgenden herausgeschält:

- Der Mangel an Vertrauen in die Wirksamkeit von Hilfe (Wer nie erlebt hat, dass sich jemand ernsthaft für ihn oder sie interessiert, traut dem Unterstützungsangebot ganz grundsätzlich nicht.)
- Der Zweifel an den helferischen Kompetenzen der Lehrerin
- Die Überzeugung, so einem wie ihm sei an sich nicht zu helfen
- Der Zwang, alles im Leben selbst, selbst ist der Mann, meistern zu müssen
- Die Befürchtung, durch die Unterstützung anderer geschwächt, zum Versager zu werden
- Die Angst, sich den Helfenden auszuliefern und so die eigene Freiheit zu verlieren



Helfen ist aber auch für die Helfenden mit Stolpersteinen verbunden, vor allem wenn starke emotionale Verstrickungen im Spiel sind - wie zwischen Eltern und Kind.

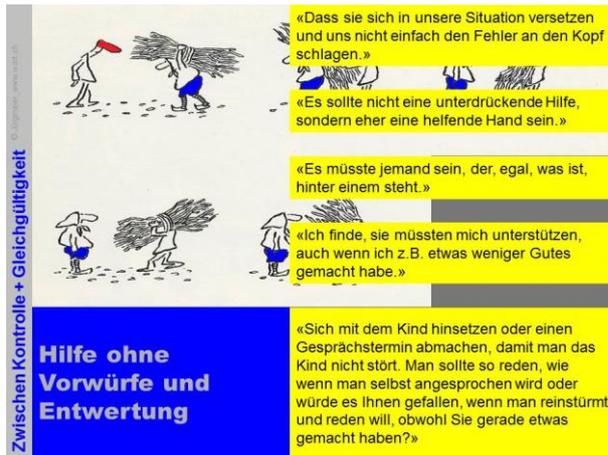
- Eltern, aber auch anderen Erziehungspersonen erscheint die Not und das Versagen der Kinder und Jugendlichen als Infragestellung ihrer Person, ihres eigenen Verhaltens. Das ist vermutlich einer der Gründe für die Leugnung offensichtlicher Probleme.
- Eltern sind durch die wachsende Unabhängigkeit der Heranwachsenden in ihrer Rolle bedroht; sind nicht wirklich am Erfolg von Hilfe interessiert, dieser würde die Hilfsbedürftigkeit der ihnen Anvertrauten beenden und sie würden als Helfende nicht mehr gebraucht.

Wenn am Ende von Gesprächen, die ich mit Lernenden und Lehrbetrieben führe, der oder die Lernende murmelt:

«Ich helfe auch mit.»,

dann weiss ich - es ist etwas schief gelaufen. Das beginnt schon damit, dass alle am Tisch einen Notizblock vor sich und einen Stift in der Hand haben, nur die Hauptperson nicht. Wo sich so viele um ihn oder sie kümmern, braucht er beziehungsweise sie das nicht auch noch zu tun. Wenn Vater, Mutter oder Lehrbetrieb die Agenda ihrer Kinder beziehungsweise Lernenden führen, müssen die nicht selber wissen, wann sie Schule haben oder eine Arbeit abgeben müssen. Deshalb bitte ich die Person, um die es eigentlich gegangen ist, häufig darum, die im Verlauf eines Gesprächs getroffenen Abmachungen in eigenen Worten festzuhalten, auch wenn es so länger geht, bis die Vereinbarung unterschriftsbereit ist. Nur selbst formulierte und gesetzte Ziele werden mit dem nötigen Engagement verfolgt.

Wer andere vor schwierigen Situationen oder Gefahren zu bewahren versucht, verhindert die Aneignung entsprechender Handlungskompetenzen und gefährdet die Betroffenen, die ja real trotzdem in solche Situationen kommen, paradoxerweise gerade durch diese Schutzbemühungen.



Wie muss Hilfe beschaffen sein, damit sie angenommen wird und gelingt? Ihre Kinder haben diese Frage im Rahmen der bereits mehrfach zitierten Umfrage äusserst differenziert beantwortet.

«Dass sie sich auch in unsere Situation versetzen und uns nicht einfach den Fehler an den Kopf schlagen.»

«Es sollte nicht eine unterdrückende Hilfe, sondern eher eine helfende Hand sein.»

«Es müsste jemand sein, der, egal, was ist, hinter einem steht.»

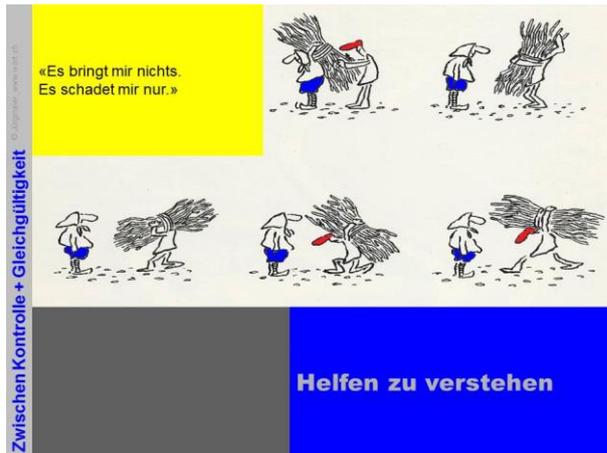
«Ich finde, sie müssten mich unterstützen, auch wenn ich z.B. etwas weniger Gutes gemacht habe.»

«Sich mit dem Kind hinsetzen oder einen Gesprächstermin abmachen, damit man das Kind nicht stört. Man sollte so reden, wie wenn man selbst angesprochen wird, oder würde es Ihnen gefallen, wenn man reinstürmt und reden will, obwohl Sie gerade etwas gemacht haben?»

Hilfe, sagen Ihre Söhne und Töchter, kann nicht mit Vorwürfen beginnen. Vorwürfe sind Ohrfeigen und beschädigen nicht nur das Vertrauen in die Person, die Hilfe anbietet, sondern auch das Vertrauen der hilfsbedürftigen Person in sich selbst. Vertrauen aber ist die Grundlage dafür, dass geredet, dass erzählt wird, wie es einem oder einer geht, was geschehen ist. Selbstvertrauen, sich selbst etwas zuzutrauen, ist der erste Schritt zur Veränderung.

Vorwürfe entwerten die Person, der geholfen werden soll. Aber Hilfe funktioniert nur auf der Basis grundsätzlichen Wohlwollens. Der Mensch, dem etwas misslungen ist, der in einem spezifischen Punkt versagt hat, darf nicht als ganze Person verworfen werden. Einer allgemeinen Versagerin oder einem Versager per se wäre nicht mehr zu helfen. Aber alle Menschen haben Potentiale und Kompetenzen, auf denen aufgebaut werden kann.

Dem Mann, der in einer von mir geleiteten Gesprächs- und Selbsterfahrungsgruppe für Männer zugab, dass er seine Frau und seine Kinder geschlagen hatte, wurde zwar zuerst mit aller Deutlichkeit kund getan, dass Gewalt durch nichts gerechtfertigt werden könne, dann aber wurde ihm geholfen, sein Verhalten zu verstehen, wurden mit ihm praktische Handlungsmöglichkeiten für künftige Situationen mit Gewaltpotential entwickelt.



Das muss das vordringlichste Ziel von Hilfe sein, die Betroffenen zu verstehen beziehungsweise ihnen zu helfen, sich selbst zu verstehen. Es hilft nichts, wenn der Schüler sich selbst vorwirft «Ich bin faul», die Schülerin sich beschuldigt, «keinen Willen zu haben». Die zentrale Frage ist, warum ist etwas nicht gelungen, was braucht es, damit es beim nächsten Mal gelingt.

Eines der eindrucklichsten Beispiele, die ich in den letzten Jahren erlebt habe, ist dasjenige eines Schülers, der entgegen der Erwartungen aller die Schlussprüfungen seiner Lehre als Lebensmitteltechnologie nicht bestanden hatte. Er erkannte selbst und schnell:

«Ich habe zu wenig gemacht, ich habe es unterschätzt.».

Anschliessend kam er zwei, drei Mal zu mir in die Beratung. An Weihnachten, das heisst vier, fünf Monate vor dem zweiten Versuch, wurde klar, er lernte, obwohl arbeitslos, faktisch wieder nichts. Das Resultat war absehbar. Dann fielen die bekannten Sätze: Ich bin zu faul. Ich habe keinen Willen. Ich bin bequem. Usw. Er war etwas irritiert, als ich ihm sagte, das interessiere mich nicht; ich möchte vielmehr, dass er mir die Frage beantworte, was es ihm bringe, wenn er die Prüfung wieder nicht bestünde. Die Antwort kam schnell, zu schnell.

«Es bringt mir nichts. Es schadet mir nur.»

Natürlich stellte ich ihm die Frage noch ein paar Mal und half ihm mit meinen Phantasien, sich einer Antwort zu nähern. Er war ein begeisterter Sportler beziehungsweise Trainer und setzte einen grossen Teil seiner Zeit dafür ein. Und dieser Sportler in ihm hatte Angst, wenn der andere, der Lebensmitteltechnologie, seine Prüfung erfolgreich absolvieren würde, verlöre er, der Sportler, den prominenten Platz im Leben meines Schülers, weil der dann als Lebensmitteltechnologie berufliche Karriere machen wollte. Also stellte der Sportler dem Lebensmitteltechnologen das Bein. Der Schüler erklärte:

«Jetzt ischmer de Zwänzger abe.»

Vielleicht war es sogar ein Franken, auf jeden Fall wollte er keine weitere Beratung mehr und bestand die Prüfung ein paar Monate später knapp.



Der Vorwurf, in der Kommunikationstheorie wird auch etwa von Du-Botschaft gesprochen, das «Du bist!», «Du hast!», «Du sollst nicht!» oder «Du musst!» erzeugt bei vielen Widerstand, provoziert sie dazu, selbst Freiheiten zu verteidigen, die ihre Gesundheit gefährden.

Zwischen meinem längst verstorbenen Vater und meiner noch lebenden Mutter gab es immer wieder Streit wegen seines Zigarettenkonsums. Die Mutter machte dem Vater Vorwürfe, verlangte, er solle mit dem Rauchen aufhören, er verteidigte vorerst seine kleine Freiheit, irgendwann aber waren Zigaretten und Aschenbecher verschwunden. Als er noch vor der Pensionierung wegen einer dieser Lungenkrankheiten operiert werden musste und bald einmal zusätzlichen Sauerstoff benötigte, stellte sich heraus, dass er, vermutlich, heimlich weiter geraucht hatte. Das Gefühl, daran schuld zu sein, dass er mit meiner Mutter nicht mehr in der Welt herumreisen konnte, wie Pensionierte in unseren Verhältnissen das tun, schien ihn fast mehr zu belasten als die Aussicht auf ein statistisch vorzeitiges Ende, das dann tatsächlich eintrat.

Du-Botschaften erreichen selten ihr Ziel, Ich-Botschaften sind da vielversprechender. Es braucht meist nur ein paar Minuten, bis meine Lernenden die Erkenntnisse der Kommunikationswissenschaften nach-erfinden, wenn ich sie frage, wie sie es geschickter anstellen könnten, dass ihre Freundin mit dem Rauchen aufhörte oder sich wenigstens einschränkte. Ein «Ich habe Angst um dich» oder «Ich möchte dich nicht verlieren» gäbe der Freundin das Gefühl, wichtig zu sein, geliebt zu werden. Dass sich jemand um einen sorgt, gibt einem das für uns alle wichtige Gefühl, dass es von Bedeutung ist, dass es uns gibt. Nie habe ich meine Mutter so einen Satz zu meinem Vater sagen hören.

Voraussetzung hilfreicher Unterstützung ist die Bereitschaft, die betroffenen Kinder, Jugendlichen oder auch Erwachsenen als andere, als eigenständige Menschen zu sehen, ist ein Minimum an respektvoller Distanz. Nur so ist auch zu verkraften, was einem oder einer berichtet wird, und das ist Voraussetzung für wirksame Hilfe. Wenn die Person, die in Schwierigkeiten steckt, die helfende Person schützen zu müssen glaubt, kann sie nicht erzählen, welches «Bündel» sie zu tragen hat, wie es ihr wirklich geht, was ihr zugestossen ist, was sie selbst getan hat. Das bedeutet, so paradox es klingen mag, ich muss als potentieller Helfer in der Lage sein, zuzusehen, wie sich die Person, der meine Anteilnahme und Fürsorge gilt, in Gefahr begibt und allenfalls quälende Erfahrungen macht.



Und noch etwas muss Hilfe sein - bescheiden. Wir müssen Abschied nehmen von jeglicher Allmachtsphantasie. Hilfe gelingt nur, wenn sie angenommen wird. Hilfe kann wie echtes Lernen nur das Resultat eines erfolgreichen Verhandlungsprozesses sein. Lernen und Hilfe setzen ein «Ich will» der betroffenen Person voraus. Der oder die Betroffene muss vom Objekt zum Subjekt werden, muss Hilfe letztlich einfordern. Ob das geschieht, hängt an der Art der Hilfe, an der helfenden Person und, das vor allem, an der Person, der geholfen werden soll. Hilfe kann niemandem aufgedrängt, sie kann, eben, nur angeboten werden.

Ich weiss, das ist nicht einfach. Als ich in jungen Jahren eine Jugendliche nach dem dritten Selbstmordversuch mitten in der Nacht ins Triemlispiital brachte und der Spitalpsychiater am anderen Morgen, nachdem er ein paar Minuten mit der Jugendlichen gesprochen hatte, nur brummte:

«Ich bin nicht der liebe Gott, Sie können gehen.»

da war ich, wie Sie vermutlich, empört, hatte ich doch auf einen fürsorgerischen Zauber gehofft. Aber wahrscheinlich hatte er recht. Die junge Frau hätte seine Hilfe nicht angenommen, sie hatte schon die Ärzte, die ihr den Magen auspumpten, und mich, als ich sie ins Spital brachte, beschimpft, wir sollten sie einfach krepieren lassen.

Es ist, vermute ich, für Sie beklemmend und entlastend zugleich, zu hören, dass Ihre Möglichkeiten, Ihre Kinder zu unterstützen und vor den Unwägbarkeiten des Lebens zu bewahren, äusserst begrenzt sind.



Was eine Psychotherapeutin Annes Vater im Film «Trust» sagt, gilt auch für Sie.



Meine Tante und der kleine Cousin übrigens hatten Glück. Die schlimmsten Befürchtungen - die der aufgeregten Mutter in der Zwischenzeit um die Ohren geschlagen worden waren - erfüllten sich nicht. Als sich alle wieder einigermaßen beruhigt und über den Sonntagsbraten gebeugt hatten, öffnete der Kleine seinen stummen Mund, kein Tropfen Blut fiel in den weissen Teller, und auf der Zungenspitze balancierte er die Scherbe, die niemandem in Rechnung gestellt wurde.